

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Das Paradies der Erde.

Roman von Uda von Gersdorff.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Herr Leutnant befehlen?“ fragte der Antiquitätenhändler mit scharf polnischem Akzent.

„Lieber Herr Korrolewski — ich wollte mich nur nach Ihrem Befinden erkundigen. Ich hatte das Unglück, Sie heute früh zu überreiten.“

„Der heilige Joseph hat mich beschützt. Mir fehlt nichts.“

„Nichts? — Aber lieber Herr Korrolewski, Sie haben doch Verletzungen.“

„Herr Leutnant haben es doch nicht mit Willen getan, Herr Leutnant haben Unglück gehabt. Ich habe zugehört, wie Sie das wilde Pferd gezwungen haben, und habe gezögert in meiner Freude über den großen Kampf zwischen schönen Menschen und dem schönen Tier. Und da bin ich eben gefallen. — Und Herr Leutnant haben dann neben mir gekniet und mich aufgehoben. Ich habe zu danken.“

„Aber lieber Herr Korrolewski, Sie haben Kurkosten, haben Arzt und Apotheker zu zahlen, alles durch meine Schuld.“

„Ich werde sie schon bezahlen können,“ sagte er lächelnd.

„Aber das kommt doch mir zu und ist meine verdamnte Pflicht und Schuldbigkeit.“

„Es ist freundlich von Ihnen, daß Sie kommen und nach mir fragen. Ich fühle wohl, daß Sie das nicht aus hochmütiger Herablassung tun, sondern weil Sie ein guter Mensch sind. Ich hab' Ihr Gesicht gesehen, als ich unter Ihrem Pferde lag. Wollte Gott, daß meinem Wladislaus auch so die Betrübniß im Auge gestanden hätte, wenn er fremdes Unglück bemerkte. — Er ist dahin. — Braun und schwarz und schlank und hoch wie Sie, Herr Leutnant, ist er gewesen, aber nicht so gut. Die russischen Grenzposten haben ihn erschossen und ich habe nur noch die Tochter.“

Auf dem Tisch mit den Büchern und Rechnungen und der grünen Lampe stand eine moderne Photographie, das Bildnis eines Mädchens, noch sehr jung. Beschreiben läßt sich das nicht. — Das ganze Gesicht — nur zwei Augen, von märchenhafter Schönheit!

„Ihre Tochter?“

„Ja.“

Eine ferne Ähnlichkeit frappierte mich wie eine plötzliche Bijon! Dies schöne Polenkind — und die Kommandeuse! Das schmale weiße Gesicht, die zwei erust schweigenden Augen, das weiße schmucklose Kleid, die Hand auf dem Herzen... auch die Kommandeuse hatte die linke Hand etwas erhoben auf dem großen Bilde in ihrem Salon, als wollte sie ihr Herz schützen oder verbergen. —

Eine niedrige Tür führte in einen Nebenraum, aus dem ein dämmerndes Licht schimmerte. Ein dicker Fries-

vorhang hing an Ringen über der Tür. Der Alte lud mich freundlich ein, in die Stube zu treten. Ich folgte etwas verlegen und benommen, denn zu einem Plaudersündchen hatte ich meine höfliche Anfrage nach seinem Befinden keineswegs ausdehnen wollen. Ueberhaupt kam ich mir so eine Schattierung komisch vor mit meiner Uniform in der Kumpellammer bei Herrn Korrolewski. Nach Schätzen sah es hier nicht aus. Und wenn er Geldgeschäfte machte — und das habe ich gehört — dann waren es wohl nur sehr kleine. Die Stube hatte unleugbar etwas Geheimnisvolles. Die Fenster waren dicht mit ausgebliebenen Damastgardinen verhängt. An der grauen ruffigen Wand hing in schwarzgeblakten Kupferletten Kupferletten eine schadhafte bunte Laterne, von der das dämmerige Licht ausging. Den Boden bedeckten Teppichstücke, die mir echt erschienen. Ein Bett mit Holzornamenten, jedenfalls auch auf irgend einer Auktion erpfeigert, stand in der Ecke, und den großen, ordinären Holzstuhl in der Mitte umgaben drei alte geschnitzte Stühle verschiedenster Schadhastigkeit und Zeit. — Auf einen der Stühle, der auf der Rückenlehne einen letzten Rest einer bunten Perlenstickerei zeigte, an der mein geübter Blick noch ziemlich deutlich die Helmzier eines Wappens erkannte, nötigte Herr Korrolewski mich zum Niedersitzen. Ich zog den Pallasch an mich und setzte mich halb unentschlossen und von seiner Höflichkeit befangen, der ich es nicht antun wollte, mich kurzerhand zu empfehlen, nächstem hielt mich noch etwas anderes, das mir damals kaum klar bewußt war. Ich konnte nämlich durch die Tür das schöne rassistische Mädchenbild sehen. Dieser Karitätenkramp war nun einmal seine Heimstätte, und das mochte mir wohl den Aufenthalt hier nicht ganz so unheimlich widerwärtig erscheinen lassen, als wenn der werte Papa im langen, bräunlichen Schlafrock mit Kordelschnur um seine dünne Taille, dem schwarzjamtenen Käppchen auf den grauen Locken und den großen silbernen Ringen in den Ohrläppchen das alleinige Interesse in Anspruch genommen hätte. Er schlürfte hinaus und klapperte in seiner Schreibstube mit Flaschen und Gläsern, was mir wieder große Lust zu einem sofortigen Fluchtversuch machte, wenn nicht meine Aufmerksamkeit durch die Regale mit nicht ganz uninteressant aussehenden Büchern an den Wänden und ein paar alte brüchige und jedenfalls wertlose Selbstbilder erregt worden wäre. Die Bilder zeigten noch Schatten von Rüstungen und Ruderlosen, also irgend jemandes Ahnen, der sie verkauft hatte oder verkaufen mußte. „Polnische Herrschaften,“ sagte Herr Korrolewski auf meine Frage. „Die Stühle, auch aus Polenschlößern. In dem Bett dort hat mal ein König geschlafen!“ Alertümer von kulturhistorischem Wert interessieren mich lebhaft; und es konnte ja sein, daß hier nicht alles ohne Ausnahme wertloser Plunder war, ohne daß Korrolewski es wußte, dennoch war kaum anzunehmen, daß ein so gewiegter Altwarenhändler seine aufgehäuften Schätze unter dem Wert veranschlagte. Er brachte die Flasche, die ich vorher im andern Zimmer gesehen hatte, und

das grobe Glas und noch ein ande...  
 ...eingeschiffenen Wappen.  
 ...war trübbar, schwer und ölig — alter Malvafter.  
 Ich mag nur den süßen Geschmack nicht. Jedenfalls tat ich  
 meinem Bewirter Bescheid. Dabei fragte ich ihn, wo denn  
 seine Tochter sei. Sie sei in einer Buchhandlung in Posen  
 angestellt, sagte er. Es wäre eine Zeit, daß sie Geld verdient.  
 Er stände nahe vor den Siebzig, was hier in dem Lädchen  
 stecke, sei alles, was er ihr hinterlassen könne. — Nun,  
 dachte ich, wenn sich nicht etwa unter der Falltür oder der  
 Diele besondere Kostbarkeiten verbergen, so macht diese  
 Hintertlassenschaft aus dem schönen Kinde freilich keine reiche  
 Erbin. Ich fragte dann den Alten, wie lange er schon in  
 Zwielitsch sei. Acht Jahre! Vorher hatte er einmal Geld  
 gehabt und auch Ehrgeiz. Aber dann schwante er  
 gleich von dem Thema ab. Schien von der besseren  
 Vergangenheit, die er früher gehabt hatte, nicht gern  
 zu reden. Ich stand auf und empfahl mich, ihm  
 gute Besserung wünschend. Er ersuchte mich höflich, ihn bald  
 wieder zu besuchen, zu einem Gläschen, und seine Bücher da  
 ständen mir zur Verfügung. Ich dankte ihm sehr und hoffte,  
 einmal Zeit zu haben. . . . Wenn die schöne Tochter sie mir  
 vorlegen könnte — ja dann würde sich diese Zeit wohl dem-  
 nächst an einem meiner langen Tagebuchnachmittage gefun-  
 den haben. . . . aber der Vater allein kostete mich zu wenig.  
 Insekt verriet sich doch noch der Geschäftsmann in den  
 schwarzen, Augen Augen, und er fragte, ob ich nicht alte  
 Familienerbstücke zu verkaufen hätte, und bat, mich doch ge-  
 legentlich seiner zu erinnern, wenn ich selbst Antiquitäten  
 brauche — zu meiner Einrichtung; er besorge mir alles  
 pünktlich, gut und spottbillig, weil ich's wär', solch ein guter  
 Mensch! — Nun, wenn mich das nicht in meiner Selbst-  
 achtung hebi, daß Wladzio Korolewski noch unrer, durch  
 Apollo eingeleiteten Bekanntschaft mich für einen „guten  
 Menschen“ erklärt, so weiß ich nicht, was meinem Ehrgeiz  
 noch mehr schmeicheln könnte. Ob er eigentlich erwartet hatte,  
 daß ich ihn bloß überreite und dann ichselbst liegen lassen  
 würde? — Ruh angenehme Erfahrungen gemacht haben mit  
 unsereinem. —

October. Als ich nach Haus kam, hatte die Komman-  
 deuse geschickt und mich zum Tee bitten lassen. Um fünf Uhr.  
 Meier hatte angenommen! Ich wußte nicht recht, ob ich mich  
 ärgern oder freuen sollte über diese Selbstständigkeit meines  
 Faktotums. Recht getan hatte er ja. Der Oberst ist auf acht  
 Tage in Berlin. — Als ich hinkam, sah ich schon einen Säbel  
 dahängen. Ich weiß auch nicht, warum mich das eigentlich  
 freute. Hatte ich mir eingebildet, ich wäre allein befohlen, zu  
 einem traulichen Tete-a-tete, und mich gefürchtet? Man be-  
 fand sich im Boudoir, nicht im Salon, und ich sah, wie ich  
 die offenen Türen der vorderen Zimmer durchschritt, Pon-  
 calets hohe Gestalt an einer Etagere lehnen. Er hielt ein  
 Buch in der Hand, aus dem er vorgelesen hatte. Bei meinem  
 Eintritt legte er es auf das Tischchen vor der Chaiselongue  
 und sah mir mit seinen tiefstehenden melancholischen Augen  
 freundlich entgegen. Sie streckte mir die Hand hin, die  
 ich mit viel Hingebung läßt. Wahrhaft beräudend sah sie  
 aus! In schwarzem Samt, ganz schlicht, aber kostbar. Wieder  
 Berlin am Halse und in den Ohrläppchen. Ich sah mit  
 Erstaunen, daß ihre Augen gar nicht so groß und nach-  
 schwarz waren, wie ich glaubte. Klar und hellgrau in diesem  
 Moment wenigstens. In der Tat, es gibt solche Augen, die  
 sich je nach der augenblicklichen Stimmung verändern, vom  
 hellen Grau bis zum Schwarz, wenn der Affekt hochkommt.  
 Das wären die gefährlichsten von allen, sagte mir mal Tante  
 Valli. — Poncalet hatte vorgelesen. Das Buch hatte er mit-  
 gebracht: Goethes Gedichte. Also war er wohl schon eine  
 ganze Weile da, als ich kam. Komisch! Ja, was war denn  
 komisch? Goethes Gedichte etwa? Oder daß er sich eine  
 Stunde früher als ich eingefunden hatte? Hatte er als alter  
 Bekannter des Hauses nicht dieses Recht vor dem Reuling,  
 der ich doch war, voraus? Dennoch lag etwas in der Atmo-  
 sphäre dieses Zimmers, was mich reizte, meine Augen immer  
 verstoßen zwischen beiden hin und her gehen zu lassen.  
 Endlich hätte ich aber doch lachen mögen, lachen über mich  
 selbst: ich war wohl gar eifersüchtig auf Poncalet und  
 unsere Allergnädigste? Sätte wohl gern in diesem berau-  
 schenden roten Boudoir solo zu Füßen ihrer Chaiselongue  
 gesessen und der schwarzsamtenen Göttin mit den veränder-  
 lichen Augen Gedichte vorgelesen — — womöglich auch noch  
 eigene! — Wer weiß, vielleicht machte Poncalet Gedichte,  
 wenn er aber auch keine machte, bei solcher Vergünstigung

wäre er ja nicht wert, als Kürassier im „Paradiese“ zu  
 stehen! Für mich wär's verstigt gefährlich, denn ich müt!  
 Solch einen verbotenen Goldbapfel vor Augen... und dann  
 ausgerechnet meine Kommandeuse! Ja — ja...  
 Gesundheit des Leibes,  
 Auf dem Rücken der Pferde,  
 Am Herzen des Weibes —  
 Das Paradies der Erde!

„an Himmels willen, Harry Rehn, Resse Tante Valli,  
 nimm dich zusammen und bedenke, daß in die geweihten  
 Blätter dieses Buches solche hirnverbraunten Torheiten  
 keinen Zutritt haben dürfen.“

Ein Engel flog durchs Zimmer — der große weiße  
 Seidenschirm über der Lampe wehte leise. — Sie spielte mit  
 der goldenen Kette an ihrem schmalen Handgelenk. Er lehnte  
 noch an der Etagere und blätterte in seinem Buch und ich —  
 ja ich fühlte mich überflüssig. — So sagte ich denn: „Wollen  
 Sie nicht weiterlesen, Graf?“

„Ach nein,“ sagte die Kommandeuse und blickte auf  
 (ihre Augen waren jetzt braun, glaub' ich), „das wäre zu  
 langweilig für Sie, Herr von Rehn —“

„Bitte untertänigst, meine gnädigste Frau, mich nicht zu  
 unterschätzen,“ entgegnete ich ganz gekränkt. „Verständnis für  
 unsere Dichter fehlt mir hoffentlich nicht. Ich weiß sogar,  
 daß Goethe zu den allerersten gehört. Also bitte, gnädige  
 Frau, gestatten Sie mir teil an dieser idealen Unterhaltung  
 zu nehmen, sonst müßte ich fürchten, zu stören.“ — Das war  
 ungeschickt! Er sah mich fragend und ernsthaft an, und ihre  
 Augen waren ganz schwarz geworden. Ich freute mich meiner  
 kaffernbraunen Haut, die ein Erröten, wie ich es jetzt mir  
 ins Gesicht steigen fühlte, nicht durchläßt, und fühlte mich  
 erleichtert, als er nach einer leichten Pause sagte: „Nun, so  
 will ich wenigstens das Gedicht „Für ewig“ zu Ende lesen,  
 das ich gerade begonnen hatte, als Sie kamen.“

Welch weiches, wundervolles Lachen, eine ganz ent-  
 zückende Tonleiter! Es war das erstemal, daß ich sie lachen  
 hörte.

„Du lieber Himmel! Wenn uns jetzt jemand sähe: eine  
 ernsthafte Kommandeuse, die mit zwei jungen Leutnants  
 Gedichte liest. . . . Welch ein idealer Ton bei den Zwielitscher  
 Kürassieren!“ sagte sie lachend.

„Ja“ — wiederholte er langsam und strich mit der  
 langen schmalen Hand über seine rotblonden Haarborsten —  
 „ja, wenn uns jetzt — jemand sähe. . . . Also lassen wir den  
 großen Goethe sprechen:

Denn was der Mensch in seinen Erdenstranken  
 Von hohem Glück mit Götternamen nennt:  
 Von Harmonie der Freue, die kein Wanken,  
 Von Freundschaft, die nicht Zweiselsorge kennt,  
 Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,  
 Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt,  
 Das hatt' ich all in meinen besten Stunden  
 In ihr entdeckt und es für mich gefunden.“

Er las hübsch. So ohne Pathos, so einfach, als erzählte  
 er uns das, und meine momentan aufgestiegene Todesangst,  
 daß ich über das Geringste, das bei seinem Vorlesen noch so  
 entfernt an Romil streifen könnte, rettungslos würde lachen  
 müssen, schwand schon bei den ersten Worten. Denn ich habe  
 eine schrecklich feine Empfindung für alles Vächerliche, und  
 wenn mir das Lachen ankommt, dann muß ich losplagen  
 und sollte ich dafür erschossen werden!

„Sehr hübsch, lieber Graf, sehr stimmungsvoll,“ sagte  
 sie, während ich, um ein Wort des Lobes verlegen, still-  
 schwieg.

„Haben Sie nichts Neues von —“ sie stockte.  
 „Eigentlich nichts Rechtes,“ sagte er rasch einfallend und  
 ein paar Seiten umschlagend.

„Aber uneigentlich?“ lächelte sie. „Wenn's schon nichts  
 Rechtes ist, so lesen Sie eben das —“

„Das Unrechte?“ vollendete er mit seinem schwermütigen  
 Lächeln. „Also:

Ich weiß es wohl, du bist mir gut!  
 Nie kränkte dich mein Herz, das tat mein wildes Blut,  
 Ich weiß es wohl, du bist mir gut.  
 Du hast's gewollt: So laß mich scheiden nun —  
 Niemals werd' ich an deinem Herzen ruh'n —  
 Sei's in den Tod; ich habe Kraft und Mut.  
 Ich weiß es ja: Du bleibst mir gut . . .  
 O höre mich, mein Lieben ist so heiß . . .“

„Das ist in der Tat nichts Rechtes,“ unterbrach sie ihn  
 lachend und erhob sich, um ihm das Buch aus der Hand zu

gehmen. „Genug für heute mit den Gedächtnen. Nur nicht sentimental werden. Spielen Sie uns lieber etwas, einen flotten Reitermarsch.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die donnernde Nacht.

Von Kurt Kähler.

Fünfund in fünf Tagen war das kleine Dorf, das zwischen zwei Obsthügeln sorglich eingebettet lag, gestürmt worden. Zweimal von den Franzosen, dreimal von den Deutschen. Schrecklich war der Kampf in den engen brennenden Gassen gewesen, Kampf gegen Mann, Faust gegen Faust, Stuch gegen Stuch... eine fünfmal aufbrüllende, stammende, vom Blut der zahllosen Opfer dampfende Hölle.

Nun war das Dorf leer, nun war es nur noch ein grau und braun und schwarz rauchender Trümmerhaufen. Kein Deutscher war mehr darin und kein Franzose, sie standen mit ihrer Artillerie auf den Hügeln einander gegenüber. Das Steilfeuer der Mörser beschrieb seinen heulenden Himmelsbogen über den glühenden, dampfenden Schutthaufen, und die Granaten und die Schrapnell, von blauweißen Wolkensegen eingehüllt, weinten ihre Todeslieder von Hügel zu Hügel, flogen wie schreiende und klagende Vögel über die Schützengraben und fuhrten zerichmetternd, plahend, Eisenhagel versprühend, unerhörtes Verderben ausfönd, in die Stellungen der Batterien. Die unerfättliche Erde trank Mut...

Als es Abend wurde, schickten die Deutschen eine Patrouille in das zerstohene Dorf. Man erwartete ein neues Vordringen der Franzosen in der Nacht, ein verwegenes, lautloses Herankommen, auf schleichenden Sohlen, einen stillen Sturm, wie ihn die Franzosen in diesem Krieg von den Deutschen gelernt hatten. Der Leutnant, der die Patrouille führte, wachte: es war ein Gang auf Leben und Tod.

In schweren, wolkigen Ballen stieg der Rauch aus den Ruinen des Dorfes. Dahinter stand die untergehende Sonne, kraftlos, trostlos, eine düsterröte Scheibe, unfähig, ihr Licht durch die dampfenden, unförmig über dem Dorf schwebenden Rauchmassen zu schicken.

Langsam und vorsichtig bahnte sich die Patrouille ihren Weg. Schrecklich war, was die Männer erlebten. Zwei Monate waren sie im Krieg, ihre Herzen waren hart geworden und ihre Augen hatten mehr gesehen, als die menschliche Phantasie, die sich doch so gern das Grauenhafte ausmalt, sich vorstellen kann. Aber hier war das Letzte... hier war das Chaos, die vollkommene Vernichtung menschlichen Werks. Brandgeruch auoll stichig aus der aufgewühlten Erde, aus den zerstohenen Mauern, aus den schwarz gährenden Fensterhöhlen. Es dampfte heiß und wolkig aus glimmenden Balken, glühenden Schutthaufen, zerstohenen Hausrat. Schwälenden Strohschobern und verfohlten Baumgerippen. Verwesungsgeruch fiel giftig und unerträglich auf die Männer ein. Tote Pferde lagen mit gebälhten oder geplatzen Leibern reihenweis auf den Straßen. Aus den Fenstern hingen neben zerstohenen Maschinengewehren, den Kopf nach unten, tote Soldaten. Hilflos und traurig lagen die Arme mit den erstarrten Händen über der Brüstung... rotes Blut rann in Streifen durch den Brandschmutz der Mauern.

Durch den Schutt der eingestürzten Häuser, durch das Gewirr von qualmenden Balken und verbogenen Eisenträgern irzten, jammervoll blöfend, ein paar Schafe mit halbverbrannter Wolle... vor einem verschütteten Ziehbrunnen, dessen langer Hebel trostlos, schwarz verfohl, dampfend wie eine ausgebrannte Fackel in die Luft ragte, stand eine Kuh mit abgegangener Haut, geschwollenen Eutern, qualvoll brüllend. Man durfte sie nicht erschließen, keine Kugel durfte das Rohr verlassen.

Mit zusammengepreßten Zähnen und gemarterten Nerven suchte die Patrouille, leicht ausgeschwärmt, in diesem Chaos der Vernichtung den Feind. Manchmal horchten die Männer auf. Aus den Ruinen kam, wenn das Gewitter der Kanonen eine Sekunde schwieg, ein merkwürdiges Knirschen... ein schrecklich gedehntes Nechzen... wie die letzten Seufzer furchtbarer Todeskämpfe...

Die Sonne war weg. Es war ganz dunkel im Dorf. Unheimlich, riesengroß, schwanke die Rauchwolke über den Ruinen. Mit einem Mal blieb der Leutnant stehen und pfiß kaum hörbar durch die Zähne.

Formlose Schatten krochen, hundert Schritt voraus, über den Schutt. Zwei... drei... vier... fünf Schatten, ganz hingebudt an die Erde.

Ein rasch hingeklaffter Befehl. Ein Mann der Patrouille kroch zwanzig Schritt voran, kroch wieder zurück.

„Franzosen!“  
Nun häuften sich die Schatten und bewegten sich langsam und lautlos vorwärts wie kriechende Tiere. Jehn... fünfzehn... nun waren sie nicht mehr zu zählen.

Der Leutnant griff in eine Tasche, die er über der Schulter hängen hatte.

„Deckung!“

Die Soldaten krochen nach rechts und links hinter die zerstohenen Mauern. Der Leutnant ließ die Raketen steigen.

Esst... fff... ff...  
Blau Leuchtflugeln... vier blau Leuchtflugeln züchten hoch in die Luft hinauf, beschrieben einen schönen Bogen und zerplatzten zu tausend weißglühenden Sternen.

Esst... fff... ff...  
Noch einmal warf der Leutnant vier Leuchtflugeln in die Luft. Hellblau strahlten sie wie frühlingserfrisch erblühte Hyazinthen und verprühlten in weißen Sternen.

Gelb bligte es aus den Reihen der kriechenden Franzosen. Gewehrfeuer knatterte. Ein Soldat neben dem Leutnant schrie auf und stürzte vornüber. Und dann gellende Trompetenstöße. Brüllen von tausend Stimmen... die Franzosen stürmten durch das zerstohene Dorf hinaus zu den Reihen der Deutschen. Aber die waren gut gewarnt, denn gleichzeitig barstien, zerbrachten und zerblühterten über den Stürmenden die ersten deutschen Granaten. Feurige rote und gelbe Sonnen erhellten sekundenlang die Nacht. Aufstöhnen von Schutt und Erde... schreckliche Todeschreie... hinstürzende Franzosen.

Mit einem mächtigen Satz war der Leutnant in ein leergebranntes Haus gesprungen. An ihm vorbei raste todesmutig die brüllende, klagende, sich wieder aufrassende, weiter hegende Reute. Granaten heulten hinein und zerplatzten... Schrapnell versprühten ihren bleiernen Tod... neue Flammen brachen aus den Ruinen... letztes Leben stieß funkensprühend aus eskenden Resten... schwarz starrende Balken waren mit einemmal wieder loderbende Fackeln, die zuckende Lichter in die verzerrten Gesichter der unauhaltbar vorwärtstürmenden Franzosen warfen.

Mit einemmal fühlte der Leutnant, wie jemand von unten her mit klammernden Fingern um die Knöchel seiner Hähne griff.

Er wollte schreien, aber kein Wort kam aus der Kehle. Er wollte sich an Pfosten und Mauertüpfel festhalten, aber mit einem heftigen Ruck wurden seine Hähne vom Boden weggezogen. Er stürzte mit vorgestreckten Armen vornüber... der Helm flog ihm vom Kopf... und dann zogen ihn die knöchernen Hände, ohne daß er im Schutt und im heißen Verfall Halt finden konnte, langsam in die Tiefe. Eine schwere Falltür krochte über ihn zusammen... er hörte, während seine Sinne in halber Bewußtlosigkeit hinschwanden, ein heiseres Lachen... das klang wie der Schrei einer hungrigen Rebellkrähe.

Erst als er festen Boden berührte, wurde er wieder Herr über seine Sinne.

Dampf donnerten draußen die Kanonen. Gewehrschüsse knallten zwischen dem Brechen und Krachen und Schüttern des splitternden Gebäudes und des stürzenden Gemäuers. Durch ein schmales, vergittertes Fenster des Kellers stieß ein gelbes Licht wie von zuckenden Fackeln, tanzte wild durch den Raum, warf formlose Schatten hin und her und spritzte Licht in alle Winkel.

In einer Ecke des Kellers hockte ein armes, altes Weib, ganz in sich zusammengeduckt, aber mit lauernd verkniffener Augen. Weiß hing ihr das Haar über der gefurchten Stirn. Die mageren Hände lagen gefaltet auf den Knien. Zu Kumpen gerissen, halb verbrannt, hing ihr das Kleid um den Leib. Das flackernde Licht tanzte gelb und rot über sie hin.

Vor dem lauernden, fast gierigen und höhnischen Blick der Alten wich der Leutnant zurück. Er stand dicht unter dem schmalen Fenster. Das tanzende Licht streifte sein blondes Haar. Langsam hob er seinen Revolver gegen das Weib, das ihn zu diesem verfluchten Vordringen gezogen hatte. Die Frau sah ihn groß an, verzog spöttisch den Mund und warf ihm ein paar verächtliche, unverständliche Worte hin.

Dann steckte er den Revolver wieder weg.

„Was... ein altes Weib todschießen! Hatte sie ihn nicht, wenn man's recht bedachte, vor den Schüssen der stürmenden Franzosen gerettet? Wochte sie leben!“

Nun sah er deutlicher in ihr zermürbtes Gesicht und erkannte, wie hinter dem Hohn und der Rachsucht der Jammer lag und die grenzenlose Not und der schreckliche Hunger. Der Krieg und die Zerstörung der Heimat hatten dieses Gesicht gezeichnet... wie die klagende, tragisch verfürte, dumpf verzweifelnde, hilflos hingelauerte Mutter Frankreichs war dieses Weib.

Er konnte den Anblick nicht länger ertragen. Er wandte den Kopf und sah in der anderen Ecke des Kellers, im Schwanke des gelben Lichtes, ein junges Mädchen. Sie saß auf einer Kiste, mit dem Rücken gegen die Wand. Dunkles Haar, schimmernd wie braune Bronze, stöß um ein blaßes, lächelndes Gesicht. Die Augen waren geschlossen... wunderbar fein lagen die dunklen Wimpern auf der blassen Haut. Die weißen Hände lagen im Schoß, seltsam erstarrt. Die eine Hand hielt einen zerblühterten Brief.

„Sie schläft,“ dachte der Leutnant. „Sie schläft und um sie her flammt und locht und donnert blutrot die Hölle... sie schläft und lächelt und träumt den Himmel...“

Da zwang ihn ein klagender Ruf der Alten wieder, den Kopf zu wenden. Sie zeigte mit dem bageren Arm auf das Mädchen und schrie französische Worte, die er nicht verstand. Jammerte sie... drohte sie... klagte sie an...? Unaufhörlich donnerten von draußen die Geschütze dazwischen, bellten die Salven der Infanterie. Wimmernd sanken die letzten Ruinen zu Schutt.

Der Leutnant konnte es nicht länger ertragen. Lieber draußen im wüsten Sandgemenge... lieber abgeschossen werden von

einer christlichen feindlichen Kugel, als noch eine Stunde in dieser schrecklichen Not unter den Trümmern eines verbrannten Hauses. Rasch sprang er zur Treppe, donnerte mit den Fäusten gegen die Falltür, drehte sich um und suchte mit dem Rücken die Tür zu heben... aber sie rührte sich nicht in den Angeln. Berge von Schutt und Mauerbruch lagen darüber.

Doch daran dachte der Leutnant nicht. Außer sich schrie er: „Öffnen Sie... vorwärts... marsch... öffnen Sie!“ Die Alte richtete sich langsam auf. Ebern wurde ihr Gesicht... raschüchtig... hart fordernd stand sie da und zeigte mit knochigem Finger auf das Mädchen in der Ecke.

Das Mädchen sah im flackernden Licht. Wie schimmerndes, braunes Gold stieß das Haar um ein blaßes Gesicht... die Augen waren geschlossen... dunkel und lang waren die Wimpern... und der Mund war gebogen zu einem merkwürdig erklärten Lächeln.

Dem Leutnant froren die Worte auf den Lippen. Er wußte nicht mehr was er tat. Sein Hirn fieberte. Seine Nerven bebten schmerzhaft...

Langsam, mit steifem Arm, hob er den Revolver gegen die alte Frau.

Da warf sich das Weib auf die Erde, hob stehend, wie in Angst die Arme und kroch, hastige Worte murmelnd, mit weit und wahnwitzig aufgerissenen Augen auf den deutschen Offizier los. Der hand bebend, mit vorgestrecktem Oberkörper.

Nun war das Weib bei ihm... hob sich dicht vor ihm in die Höhe... tastete sich mit zitternden Fingern an seinen Schenkeln, an seinem Leib hinauf... nun lagen ihm die mageren Hände flach auf der Brust... die weit geöffneten Augen steheten um Gnade... wie Spinnen krochen die Hände höher und höher... und jählings, es war wie ein blyghaster Schlag, lagen die krummen Finger zerbrüchend um den Hals des jungen Menschen. Und ein tierischer, triumphierender Schrei zerfetzte für eine Sekunde den schweren Donner der Schlacht.

Mit äußerster Kraft stieß der Leutnant seine Fäuste gegen die Brust des Weibes. Die droffenden Finger lösten sich... taumelnd stürzte die Frau zurück... der Kopf schlug hart auf den Steinboden... ein letzter, stöhnender Schrei... Blut quoll aus dem alten Mund.

„Weiß eine Nacht... wech eine schreckliche Nacht“ fuhr es dem Leutnant durchs Hirn.

Dann da nicht ein Seufzer aus der Ecke, in der das Mädchen saß?

Er blickte hinüber... das Mädchen saß regungslos... weiß war das Gesicht... geschlossen die Augen... die Lippen lächelten. Wild sprang er zu dem Mädchen hin und griff nach ihren Händen, um sie aus dem Schlaf und Traum herauszureißen. Wer durfte schlafen und selig träumen in dieser donnernden Nacht, in der Welten zu Hölle ineinanderstürzten?

Rast wie der Stahl der Kanonenrohre vor dem ersten Schuß waren die Hände... steif fiel das Mädchen um... die Kellerwand knirschte hinter ihrem Rücken... Bus bröckelte ab. Das Mädchen war tot.

Halb bewußtlos nahm er den Brief aus den erstarrten Händen. Am schwankenden Licht las er die ersten Worte:

„Süße Geliebte... ich liege in Bordeaux im Hospital und barmherzige Schwestern pflegen mich. Die Preußen haben mich totwund getroffen und ich werde Dich... süße Geliebte... Du tausendmal Gefährte... ich werde Dich nie wieder sehen...“

Da ließ er erschüttert den Brief sinken.

Krieg... Krieg... grauenvoller, entsetzlicher Krieg!

Er lehnte sich an die Wand und schloß die Augen. Eine namenlose Erschöpfung kam über ihn. Die Arme sanken schlaff herunter, langsam glitt er an der Kellerwand nieder... ein letztes Bild nahm er mit in den Schlaf: ein kleines, eisenmunktes Haus in einem großen und stillen Garten. Vögel sangen und Schwäne ruderten über einen tiefen und dunklen Teich. Rosen hingen schwer und rot und saß duftend über einer weißen Bank und darauf saß ein Mädchen mit bangen, sehnsüchtigen Augen und auf ihren weichen, süßen Lippen und in ihren bangen, sehnsüchtigen Augen lag sein Name. Still ruderten die Schwäne auf dem dunklen Teich und die Vögel sangen in den hohen Bäumen und die Rosen öffneten sich unter dem tropfenden Licht der Sonne...

Dann schlief er ein. Und draußen donnerten die Kanonen und die Nacht schrie unter dem Hammer der Schlacht und die schwarzen Rauchwolken stiegen zum Himmel und spannten mitleidig einen Vorhang vor die Scharen der weißen Sterne.

Gegen Morgen wurde er wach. Blitze der Sonne kamen durch die Lücke, die der Schutt vor dem schmalen Fenster frei gelassen hatte.

Und vieltausendstimmiger Gesang erschütterte die Luft. „Deutschland... Deutschland aber alles!“

Kein Gebrüll der Schlachten mehr... die Mäuler der Kanonen schwiegen.

Behtausend Schritte bröhten... die Deutschen... die Deutschen!

Immer brausender, wie Gestatter von tausend Bahnen, schwoll und bebte es über das leergebrannte Dorf hin: Deutschland... Deutschland!

Der junge Leutnant stürzte zum Fenster und schrie hinaus. Er wußte kaum, daß er um Hilfe schrie... über allem Bewußtsein jauchzte die Freude: Sieg! Sieg! Sieg!

Lange hörte man ihn nicht.

Dann aber beugte sich das bärtige Gesicht eines Landwehrmannes zur Fensterfluke.

„Donner und Doria!“

Er sprang auf und schrie und winkte mit beiden Armen.

Und es dauerte noch zwei Minuten, dann klirrten Spaten, rissen Hacken das verbrannte Gebälk zur Seite, wählten Schaufeln im hohen Schutt.

Kreisförmig in den Angeln fuhr die Falltür hoch... ein Strom glühenden Lichtes brach in die Nacht des Kellers.

Der Landwehrmann erschrak und wurde still, als er in das blaße und zerfurchte Gesicht des Mannes sah, der aus dem Dunkel heraufstieg, schwankend, sich mit beiden Händen am Mauerwerk emporstehend. Aber in den Augen des Geretteten war ein schöner Glanz... denn das Grauen der donnernden Nacht war weg... ausgeföhrt von dem Strom des goldenen Lichtes und hinweggerissen von den brausenden Fanfaren des deutschen Gesanges, der ihn herrlich einhüllte, so daß er zum Licht emporstieg wie in einer feurigen Wolke.

**Büchertisch.**

— **Kriegsnummer 22 der „Illustrierten Zeitung“** (A. J. Weber, Leipzig). Ten textlichen Teil leitet das tiefempfundene und packende, eine ernste Mahnung an das deutsche Volk enthaltende Gedicht „Neujahr 1915“ von Theo Sommerlad ein. Ferner enthält die Nummer neben der allwöchentlichen chronologischen Darstellung der kriegerischen Ereignisse eine Anzahl interessanter Aufsätze, von den n besonders erwähnt seien: „Die Zusammenkunft der drei nordischen Könige in Malmö“; „Die heldische Erneuerung des deutschen Volkes durch den Krieg“ und „Vollrecht in der Kriegszeit“. Der Humor kommt in dem Artikel „Allerlei von der deutschen Soldatenbrache“ und vor allem in der hübschen Kriegsgeschichte von Robert Wisch „Die drei Christen“ zur Geltung. Eine vierseitige besondere Beilage in Offsetdruck trägt eine Anzahl von Zeichnungen aus dem Skizzenbuche des Wiener Malers Ludwig Koch, der Typen und Begebenheiten aus der österreichisch-ungarischen Armee mit Stilk und Feder in flatter Manier festgehalten hat. Außerdem sind wieder Professor Hans v. Danel und C. J. Oberth,erner Victor Schramm, Curt Liebich, Ernst Busch, G. Wagenführ und Hugo L. Braune mit flotten Skizzen vertreten, denen sich weiter eine große Zahl zum Teil kleinerer Streifen von den Weihnachtsfeiern im Felde, der österreichisch-ungarischen Armee usw. anschließen. Einen besonderen Schmuck erhält die Nummer noch durch ein doppelseitiges Bild in Vierfarbendruck „Anruf bayerischer Schwärmer Heiter auf französische Tragoner“ von Angelo Janz. — Preis der Nummer 1 Mk., Vierteljahrsabonnement 9 Mark.

— **Kürschners Jahrbuch** (Germann Dillger Verlag, Berlin). Der lobten erschienenen 18. Jahrgang für 1915 hat auch in dieser schweren Zeit sei en alten Ruf, immer gerade das zu bringen, was den Zeitgenossen am interessantesten ist und zu wissen am meisten nötig, bewahrt. Es ist auf den Krieg gestimmt, Naturgemäß in ein oder das andere, was die Leser im Frieden zu finden gewöhnt waren, weggelassen worden, weil es während des Krieges eine Bedeutung verloren hatte. Dafür aber sind alle Fragen, die durch den Krieg hervorgerufen wurden, in einsehender Weise behandelt worden. Die Statistik nimmt schon Rücksicht auf die Umwälzungen, die in Handel und Wandel während der ersten Kriegsmonate eingetreten sind. Ein ausführlicher Aufsatz beschäftigt sich mit dem Kriege selber und ein dauernden Wert behaltendes Kriegswörterbuch gibt erschöpfende Auskunft über alle Worte und Begriffe, die in Kriege Bedeutung gewonnen haben. Das Jahrbuch unterrichtet über die Technik mit besonderer Berücksichtigung der Kriegstechnik, es unterrichtet über die wichtigsten völkerrechtlichen Bestimmungen, es gibt Aufschluß über die Kriegsvorfälle für die Hinterbliebenen der Opfer des Krieges. Diese knappe Uebersicht erschöpft bei weitem nicht den außerordentlich reichen Inhalt des Buches, das einen besonderen Wert noch dadurch gewinnt, daß es die Kriegsnotgesetze und Verordnungen enthält.

**Logogriph.**

Mit „e“ der Schmuck gar vieler Tiere,  
Mit „i“ versteckt im Waldreviere,  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Versrätsels in vorliger Nummer!  
Der Zorn ist ein schlechter Ratgeber.